

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 3

Artikel: Briefe von Konstanz
Autor: Kornauth, L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663555>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Abendlied

Der Schulmeister lag im Sterben. Er wusste das und war bereit, nun las er mit immer schwächer werdenden Augen die letzte Seite im Buch des Lebens und erblickte schon, wenn er einen Augenblick sich besann und den schmalen Rest überflog, das kurze Wort «Ende» und nahm es ruhig hin.

Er hatte die Kleinen das Abc gelehrt, die Grossen in Erdkunde und Landesgeschichte unterwiesen, er hatte mit den Kindern Lieder gesungen und in jungen Tagen Feld und Flur durchstreift; aber in der Schulstube führte ein anderer das Szepter und kein Kind kam in seine stille Leidenskammer und blickte ihm in die Augen. Kein einziges, man kann denken, wie ihn das schmerzte, nachdem er doch alles für das junge Geschlecht getan hatte und in Frieden und Ehren dahinfahren durfte. — Kein einziges? —

Eine Amsel sass im Baum vor dem Fenster und sang. Aber vielleicht war es Gott eingefallen, eines der frühvollendeten Kinder, denen er als Schulherr hatte in die gläsernen Augen blicken müssen, in eine schwarze Amsel zu verwandeln und sie auf den blühenden Baum zu schicken, dass ihm doch noch ein Abendlied erklänge, ehe auch er seine Augen

und Ohren der sichtbaren Welt verschloss. Der Sterbende lauschte, wie das Lied begann und stieg und sich senkte, wie aber der Vogel in sicherer Höhe blieb und in keinem einzelnen Tone sich irrte. Das griff ihm wundersam ans Herz.

Da öffnete sich leise die Türe. Auf der Schwelle stand ein scheues Mädchen, einen kleinen Blumenstrauss in der Linken, und trat nun an das Bett des sterbenden Lehrers. Es wagte kein Wort zu sagen; aber als es das andächtig verklärte Gesicht des gütigen Mannes sah, fühlte es sich getrieben, ihm die frischen Blumen in die welken Hände zu legen, die wie eine offene Schale auf dem reinlichen Linnen seines Bettes lagen und bloss darauf zu warten schienen, dass von dem letzten Ton, der draussen erklänge, zuletzt das Gewicht einer leichten Feder in seine Hände falle, wenn der Vogel sich erhöbe und wieder in den Himmel entschwebte.

Dann trat das Kind leise zurück. Draussen hatte die Amsel zu Ende gesungen, und hier lag der tote Lehrer und hatte in den offenen Händen einen letzten Kindergruss.

Ernst Otto Marti.

Briefe von Konstanze

Erst als Martina, vom Begräbnis nach Hause kommend, ihre totenstille Wohnung betrat, begriff sie ganz, dass Roland für immer von ihr gegangen war. Wohl hatte sie sich in den letzten Tagen mit der Tatsache seines Todes vertraut zu machen versucht, doch war es ihr dabei ein schmerzvoller Trost gewesen, dass der Leib des Geliebten noch in ihrer Nähe war. Man konnte in das Atelier flüchten, wo er zwischen Blumen und Kerzen aufgebahrt lag, man konnte stundenlang in das stille, ferne Antlitz blicken, das im Leben niemals so friedlich und gelöst gewesen war; und man konnte leise über die kalten Hände streichen, deren Vollkommenheit noch im Tode verriet, wie begnadet sie gewesen... Nun aber war auch diese letzte, wehe Gemeinschaft zerstört.

Martina trat in das grosse Atelier, in dem es noch ein wenig nach Wachs und welkenden Blumen roch, und umfasste mit heissen Augen all die

vertrauten Gegenstände: die Staffelei in der Ecke, hinter deren verhüllendem Tuch sie eine begonnene Arbeit wusste; das schmale Ruhebett, auf das er nach Stunden hingebungsvollsten Schaffens wie gefällt sinken konnte; das Schränkchen, in dem er seine Bleistifte und Kreiden, Pinsel und Farben aufbewahrte, das Bücherregal mit den vielen abgegriffenen Bänden... all diese verwaisten Dinge erschienen ihr seltsam fremd und leblos, und zum erstenmal seit Roland gestorben war, wollte das Leid stärker werden als sie.

Aber Martina, hinter der ein Leben strengster Selbstzucht lag, war nicht die Frau, die sich kampflös dem Schmerze preisgab. Nicht umsonst war sie mehr als zwanzig Jahre die Gattin dieses Mannes gewesen, der nicht allein um ein Jahrzehnt jünger war als sie, sondern der sie auch erbarmungslos mitgeschleift hatte durch alle Höhen und Tiefen, in die der Dämon seiner Kunst ihn jagte. Wie viele

verzweifelte Zusammenbrüche hatte sie mit ihm getragen, wie oft hatte sie sich aufgeopfert bis an die äusserste Grenze ihrer Kraft, um den Geschlagenen aus den Trümmern seiner gescheiterten Pläne und Hoffnungen zu befreien und ihn wieder aufzurichten; wie oft hatte sie es still getragen, dass er Wochen und Monate wie blind an ihr vorbeiging, völlig ihre Gegenwart vergessend, eingesponnen in ein fremdes Leben, an dem er sie nicht teilhaben liess. Sie hatte ihn niemals darin gestört . . .

Eine Frau aber, die all dies ertragen konnte und es dennoch vermochte, bis zuletzt der ordnende Mittelpunkt in ihres Mannes Leben und der Gegenstand seiner ehrfürchtigen Liebe zu bleiben — eine solche Frau vermochte wohl auch der Tod nicht zu brechen.

Sie durfte nur nicht untätig hier stehen bleiben und sich den anstürmenden Erinnerungen aussetzen, sie musste eine Beschäftigung suchen, die sie von ihren wehen Gedanken ablenkte, ohne sie dabei von dem Toten zu entfernen, von dem sie sich heute noch nicht trennen mochte.

Da fiel ihr Blick auf den grossen Schreibtisch in der Ecke, und sie beschloss, den schriftlichen Nachlass ihres Mannes sogleich einer Sichtung zu unterziehen. Fast musste sie lächeln, als sie die geräumige Mittellade aufzog: man merkte, dass dies sein eifersüchtig gehütetes Heiligtum gewesen war, in welchem er auch ihre ordnende Hand nicht geduldet hatte. Jetzt freilich konnte er sie nicht mehr hindern . . .

Behutsam machte sich Martina ans Werk, und während sie Briefe und Skizzen, Zeitungsausschnitte und Notizblätter aufeinanderschichtete, zog das bunte und unruhige Leben des Verstorbenen noch einmal an ihr vorbei. Manche seiner grossen Gemälde fand sie hier in skizzenhaften Anfängen wieder und begrüßte sie wie alte Vertraute; die Vielzahl seiner Lehrer und Freunde, Widersacher und Schüler stand vor ihr auf, als sie die vielen Briefe ordnete und aufeinanderlegte. Und als sie die ausgeschnittenen Zeitungsnotizen eine nach der andern las, erinnerte sie sich wohl an manchen wilden Verzweiflungsausbruch, wenn seine Werke auf kühle Verständnislosigkeit oder Ablehnung stiessen, sowie an manche Tage des überschwänglichen Jubels, wenn einer, an dessen Urteil ihm lag, seine Bilder gelobt hatte.

Ach, er war so ungestüm gewesen, immer vorwärtsstürmend, immer voll von Plänen, ganz unfertig noch, im Grunde genommen — wie war es möglich, dass eine Krankheit von kaum drei Wo-

chen soviel schäumendes Leben vernichten konnte? Und sie, Martina, die soviel älter und soviel stiller war — sie war zurückgeblieben . . .

Stunde und Stunde zerrann. Fast hatte die Frau ihr Werk vollendet, da stiess sie im letzten Winkel der Lade auf ein Holzkästchen, das sie noch niemals gesehen. Sie hob es heraus, und noch ehe sie es geöffnet hatte, fühlte sie erstaunt, wie ihr Herz schwer wurde. Das Kästchen enthielt Briefe, säuberlich geordnet und von einem bunten Band gehalten — und der Gegensatz, den diese liebevolle Ordnung zu dem sonstigen achtlosen Durcheinander der Lage bildete, schmerzte Martina auf unbegreifliche Weise.

Der oberste Brief, der erst ein paar Wochen alt war, trug die Ueberschrift «Mein Liebster». Eine kleine, graziöse Schrift bedeckte den Bogen, und am Ende hiess es «In Liebe — Deine Konstanze». Dies alles sah die Frau mit dem ersten Blick . . .

So also war es gewesen zwischen Roland und Konstanze! Martina hatte die andere niemals gesehen, aber sie kannte sie gut. Jeder Zug des schmalen, braunen Gesichtes war ihr vertraut — die dunklen, ein wenig schrägen Augen, die runde Stirn unter dem schwarzen, glänzenden Haar, der üppige und wunderbar junge Mund. Wie oft, ach, wie oft hatte Roland in den letzten Jahren dieses Mädchen gezeichnet und gemalt — und dennoch war sie niemals im Atelier gewesen. Auch sein letztes grosses Bild hatte ihre Züge getragen, ihre Züge über einer schmalen, beinahe kindhaften Gestalt, die die nackten Arme dem Himmel entgegenreckte und das Antlitz sehnsüchtig emporhob. Es war ein sehr schönes Bild, und Roland hatte es gewusst. «Sieht sie nicht auf, als ob sie die Sonne in ihren Armen auffangen wollte?» hatte er Martina gefragt. Und auf ihre scheue Frage, wie das Bild heissen würde, hatte er ohne Zögern geantwortet: «Konstanze . . .» Dies also war Konstanze. Und nun hielt sie den Schlüssel zu ihres Mannes Geheimnis in Händen, und würde sie erfahren, wie es gewesen war, nun würde sie in den Briefen jenem fremden Mädchen begegnen, das Roland geliebt hatte . . .

Langsam löste sie das bunte Band und hob den ersten Brief vor die Augen; doch als habe sich eine Hand sanft und doch bestimmt auf ihren Arm gelegt, liess sie ihn wieder sinken.

«Martina», schien eine Stimme zu ihr zu sagen, ernst und dennoch ein wenig spöttisch, «Martina, was tust du? Schämst du dich nicht? Musst du wirklich diese Briefe lesen, um zu wissen, wie es

war zwischen Roland und Konstanze? Weisst du es nicht ohnehin und hast du es nicht schon immer gewusst? Du hast den Lebenden gewähren lassen und hast ihn niemals gefragt — willst du dich jetzt in die Geheimnisse eines Toten drängen, der dir nicht mehr Rede stehen, der sich nicht mehr verteidigen kann?» . . . Da weinte Martina. Zum erstenmal, seit ihr Mann gestorben war, rannen Tränen aus ihren Augen und taten ihr unsäglich wohl.

Und sie erinnerte sich, dass Roland kurz vor seinem Tode klar und tieferntst zu ihr gesagt hatte: «Das Beste in meinem Leben kam immer nur von dir, Martina!» Und sie wusste auf einmal, dass ihre Kraft es gewesen, die ihm den steilen Höhenweg ermöglicht hatte. Sie dachte an seine letzten Tage, in denen er sie verschwenderisch mit seiner Liebe und Dankbarkeit beschenkt hatte. Er hatte

in seiner Krankheit niemals nach Konstanze verlangt.

Da griff Martina nach dem bunten Band und schlang es wieder um die zahlreichen Briefe. Sie erhob sich und ging aus dem Atelier hinüber in ihr stilles Wohnzimmer. Im grossen Kachelofen war noch Glut und Martina schürte sie, bis ein helles Feuer brannte. Ohne weiteres Zögern nahm sie Konstanzes Briefe und warf sie in die Flammen.

Und während sie zusah, wie die vielen Zeugnisse einer Liebe, die nicht ihr gegolten hatte, verkohlten und zu Asche wurden, fühlte sie eine zaghafte Freude in sich emporsteigen. Und der Gedanke, dass sie ihrem Manne noch nach seinem Tode etwas zuliebe getan hatte, gewährte ihr unversehens einen wunderbaren Trost.

L. Kornauth.

Der Sieg des Optimismus

Das Erstaunlichste des Dramas in den Höllochgrotten von Muotatal war die ausgezeichnete seelische Verfassung, in der sich die vier geretteten Höhlenforscher nach neun Tagen unfreiwilliger Gefangenschaft befunden haben. Ihre Rettung war ein Sieg des Optimismus, des Glaubens an ein gutes Ende, ein Erfolg der Lebensbejahung. Die Vorstellung, welche die ganze Welt ausserhalb der Höhlengruft sich vom Schicksal der Eingeschlossenen gemacht hat, wurde von einem zum Teil begründeten Pessimismus beherrscht, der schliesslich so stark überhand nahm, dass man das Tor der Höhle von aussen verriegelte, weil man mit einer selbständigen Rückkehr der Forscher gar nicht mehr rechnete.

Das Ende des Höhlendramas von Muotatal gleicht einer symbolischen Demonstration der Kraft des Glaubens an das Gute: das Tor zur Freiheit wurde nicht von den Rettern aufgesprengt, sondern von den Eingeschlossenen, die als lebende Zeugen ihres Optimismus unter die Verzagten traten.

Das Drama im Muotatal schliesst mancherlei Lebensweisheiten in sich, deren augenfälligste und wertvollste diese Demonstration von der Kraft des Glaubens an ein gutes Ende ist. Die Lebensbejahung der vier Männer in der dunklen, feuchten und kühlen Höhle, in der sie ohne rechte Lager-

statt zehn Tage und Nächte, die praktisch zwanzig dunklen Nächten glichen, gefangen blieben, war viel stärker, als irgend jemand draussen in der behaglichen Welt der Freiheit anzunehmen wagte. Mit Turnen und Märschen hatten sie sich warm erhalten, mit frohem Gesang die Anwandlungen zu trüben Gedanken verscheucht, mit Umsicht die vorhandenen Lebensmittel verwendet. Sie erreichten damit etwas, was auch im Leben so ungeheuer wichtig ist: sie verloren nie die Uebersicht über die Situation, sondern beherrschten die Lage.

In unserem Alltagsleben gibt es zuweilen Abschnitte, die so etwas wie Gefangenschaft in einer unterirdischen Höhle, in den Tiefen des eigenen Ichs bedeuten, aus der uns Aussenstehende umsonst zu befreien versuchen, denn es ist ihnen unmöglich, einen Zugang zu unserem Innersten zu finden, das von den Sickerwassern seelischer Störungen verschüttet wurde. Nur aus eigener Kraft, dem Glauben an ein gutes Ende, wird es uns möglich, den Ausgang aus dem Labyrinth zu finden, und uns selbst aus der Gefangenschaft dunkler Mächte zu befreien, in die wir uns vielleicht leichtfertig begeben haben. Mögen noch so viele Helfer und Berater vor dem Zugang zu unserem verdüsterten Ich stehen — wir können uns selber durch die Kraft der Lebensbejahung ans Licht retten!

Viktor Zwicky.